

»Nein, danke.« Ich wollte keine einzige Meldung verpassen.

Ich hatte mir das Sweatshirt über die Knie gezogen. Tony lag neben mir auf dem Teppich, seine Pfoten waren ausgestreckt, sein Atem ging keuchend. Er war so knochig, dass man die einzelnen Wirbel erkennen konnte. Chloe versteckte sich unter der Couch.

»Komm, wir gehen mal ein Weilchen raus.«

Er wühlte meinen Fußball aus dem Flurschrank und quetschte ihn zwischen den Händen.

»Fühlt sich ein bisschen weich an«, sagte er.

Er handhabte die Pumpe wie eines seiner medizinischen Geräte, führte die Nadel mit der Präzision und Sorgfalt eines Chirurgen in die Öffnung ein und pumpte dann methodisch, wie bei einem Beatmungsgerät, wartete immer, bis der letzte Luftschwall in den Ball gedrungen war, ehe er den nächsten hineindrückte.

Widerstrebend band ich mir die Schuhe zu, und dann gingen wir nach draußen.

Eine Zeitlang schossen wir schweigend hin und her. Ich konnte immer noch die Nachrichtensprecher drinnen plappern hören. Ihre Stimmen vermischten sich mit dem dumpfen Geräusch von Fuß auf Ball.

Die Nachbargärten waren verlassen. Schaukeln standen still wie Ruinen. Das Trampolin der Zwillinge hatte aufgehört zu quietschen. Meine Gedanken schweiften ab. Ich wollte zurück ins Haus.

»Der war schön«, sagte mein Vater. »Sehr treffsicher.«

Aber er verstand nicht viel von Fußball. Er trat mit der falschen Stelle am Fuß. Den nächsten traf ich zu fest, und der Ball verschwand im Jelängerjelier in der hinteren Ecke unseres Gartens. Daraufhin hörten wir auf zu spielen.

»Bei dir ist alles okay, oder?«, fragte er.

Große Vögel zogen ihre Kreise am Himmel. Das waren keine Vorstadtvögel. Es waren Falken und Adler und Krähen, deren mächtige Flügel von den wilderen Landschaften zeugten, die es östlich von hier immer noch gab. Sie schossen von Baum zu Baum, ihre Rufe übertönten das Gezwitscher unserer üblichen Gartenvögel.

Ich wusste, dass Tiere Gefahr oft witterten, wo Menschen nichts bemerkten, und in den Minuten oder Stunden vor einem Tsunami oder einem Waldbrand immer schon lange vor den Menschen begriffen, dass sie fliehen müssen. Ich hatte gehört, dass Elefanten manchmal ihre Ketten zerrissen und höhere Lagen aufsuchten. Schlangen krochen zuweilen kilometerweit.

»Glaubst du, die Vögel wissen Bescheid?«, fragte ich. Die Muskeln in meinem Hals verspannten sich, als ich sie beobachtete.

Mein Vater betrachtete ihre Silhouetten eingehend, sagte aber nichts. Ein Falke landete in der Krone unserer Kiefer, schlug mit den Flügeln und hob dann wieder ab, nach Westen Richtung Küste.

Aus dem Haus rief meine Mutter durch die Fliegengittertür: »Jetzt sagen sie, es könnte sich irgendwie auf die Schwerkraft auswirken.«

»Wir kommen gleich«, sagte mein Vater.

Er drückte fest meine Schulter, dann legte er den Kopf in den Nacken wie ein Bauer, der Ausschau nach Regen hält. »Bitte denk daran, wie schlau die Menschen sind«, sagte er. »Überleg mal, was sie alles erfunden haben. Raumschiffe, Computer, künstliche Herzen. Wir lösen Probleme, weißt du? Die großen Probleme lösen wir immer. Wirklich.«

Danach gingen wir hinein, durch die Terrassentür und auf den Fliesenboden, und mein Vater bestand darauf, dass wir uns die Füße auf der Matte abtraten – als könnte es uns einen sicheren Übergang garantieren, uns an unsere Rituale zu erinnern –, bevor wir zurück ins Wohnzimmer zu meiner Mutter traten. Doch obwohl die Welt im Moment noch intakt war, spürte ich, während er sprach und während wir liefen, dass alles um mich herum bald aus den Fugen geraten würde.

In den folgenden Stunden warteten wir und machten uns Sorgen. Wir überlegten und grübelten und mutmaßten. Wir lernten neue Worte und neue Verfahren von den Wissenschaftlern und Politikern, die über den Fernschirmschirm und das Internet durch unser Wohnzimmer marschierten. Wir belauerten den Weg der Sonne über den Himmel wie noch nie zuvor. Meine Mutter trank Scotch auf Eis. Mein Vater tigerte auf und ab. Ich versuchte, Hanna anzurufen, aber es hob niemand ab. An jenem Samstag verlief die Zeit anders. Der Vormittag kam einem schon vor wie gestern. Als wir schließlich darauf warteten, dass die Sonne langsam hinter den Hügeln im Westen unterginge, hatte ich das Gefühl, mehrere Tage wären in der Haut dieses einen vergangen, als hätte sich der Tag um viel mehr als eine einzige, kleine Stunde aufgebläht.

Am späten Nachmittag stieg mein Vater die Treppe zum Schlafzimmer meiner Eltern hoch und kehrte verwandelt in Hemd und dunklen Socken zurück. Lederschuhe schaukelten an zwei seiner Finger.

»Willst du weg?«, fragte meine Mutter.

»Ich hab um sechs Dienst, schon vergessen?«

Mein Vater verdiente sein Geld damit, Kinder auf die Welt zu holen, und er war auf Hochrisikogeburten spezialisiert. Oft hatte er Bereitschaftsdienst und manchmal die Nachtschicht in der Klinik. Er arbeitete häufig am Wochenende.

»Geh nicht«, sagte meine Mutter. »Nicht heute.«

Ich weiß noch, dass ich hoffte, sie könnte ihn zum Bleiben überreden, aber er band sich weiter die Schuhe zu. Die Schlingen seiner Schleifen wollte er immer genau gleich groß haben.

»Sie werden Verständnis haben, wenn du nicht kommst«, sagte meine Mutter. »Da draußen herrscht Chaos, bei dem Verkehr und der Panik und allem.«

Einige Patientinnen meines Vaters hatten Monate im Krankenhaus verbracht, um nur ihre Babys so lange im Bauch zu behalten, bis sie stark genug waren, die Welt zu überleben.

»Ach, Helen«, sagte er. »Du weißt doch, dass ich nicht bleiben kann.«

Er stand auf und klopfte seine Taschen ab. Ich hörte das gedämpfte Klimpern von Schlüsseln.

»Wir brauchen dich hier«, sagte meine Mutter. Sie lehnte den Kopf mit der Seite an die Brust meines Vaters – er war gute dreißig Zentimeter größer. »Wir möchten wirklich nicht, dass du gehst, stimmt's, Julia?«

Ich wollte auch, dass er blieb, aber ich war eine Expertin in Diplomatie geworden, wie es nur ein Einzelkind kann.

»Ich wünschte, er müsste nicht weg«, sagte ich vorsichtig. »Aber wenn es eben nicht anders geht.«

Da wandte sich meine Mutter von mir ab und sagte etwas leiser: »Bitte. Wir wissen nicht mal, was eigentlich los ist.«

»Komm schon, Helen.« Er strich ihr übers Haar. »Sei nicht so theatralisch. Bis morgen früh wird nichts passieren. Ich wette, die ganze Sache löst sich sowieso in Wohlgefallen auf.«

»Wie denn?«, fragte sie. »Wie stellst du dir das vor?«

Er küsste sie auf die Wange und winkte mir aus dem Flur zu. Dann ging er hinaus und zog die Tür zu. Bald hörten wir sein Auto in der Auffahrt anspringen.

Meine Mutter ließ sich neben mir auf die Couch fallen. »Wenigstens *du* lässt mich nicht im Stich«, sagte sie. »Dann müssen wir uns eben umeinander kümmern.«

In dem Moment wäre ich gern zu Hanna geflüchtet, aber ich wusste, es würde meine Mutter aufregen, wenn ich ginge.

Von draußen plätscherten Kinderstimmen ins Wohnzimmer. Durch die Vorhänge sah ich die Familie Kaplan über den Bürgersteig laufen. Samstag war ihr Sabbat, was bedeutete, sie fuhren den ganzen Tag nicht Auto. Inzwischen waren sie zu sechst: Mr und Mrs Kaplan, Jacob, Beth, Aaron und das Kleine im Sportwagen. Die Kinder gingen auf die jüdische Tagesschule im Norden, und sie kleideten sich überwiegend schwarz, auf eine Art, die mich an die Figuren in alten Filmen erinnerte, ein Geflatter langer Röcke und schwarzer Hosen. Beth Kaplan war in meinem Alter, doch ich kannte sie nicht gut. Sie blieb für sich. Sie trug ein langärmliges Oberteil und einen langen, rechteckigen schwarzen Rock, aber schicke rote Lacklederschuhe. Ich dachte mir, die Fußbekleidung sei ihre einzige Möglichkeit, zu glänzen. Als sie an unserem Haus vorbeizogen – das kleinste Kind pflückte Löwenzahn am Rande unseres Rasens –, fiel mir ein, dass sie vielleicht noch gar nichts von der Verlangsamung wussten.

Viel später hörte ich von Jacob, dass ich Recht gehabt hatte: Erst bei Sonnenuntergang, als ihr Sabbat vorüber war und ihre Religion ihnen wieder das Anknipsen von

Lichtschaltern und das Fernsehen gestattete, erfuhren die Kaplans, dass diese Welt sich von der unterschied, in die sie geboren worden waren. Wenn man keine Nachrichten hörte, sah die Landschaft unverändert aus. Später traf das natürlich nicht mehr zu, aber vorläufig, an diesem ersten Tag, schien die Erde noch sie selbst zu sein.

Wir wohnten in einer Sackgasse einer Siedlung von gleichförmigen Häusern, die in den 1970ern auf jeweils eintausend Quadratmeter großen Grundstücken mit verputzten Außenmauern und Asbest in Decken und Wänden gebaut worden waren. In jedem Vorgarten krümmte sich ein Olivenbaum, falls er nicht herausgerissen und durch einen angesagteren, durstigeren Baum ersetzt worden war. Die Gärten in unserer Straße waren gepflegt, aber nicht übertrieben. Gänseblümchen und Löwenzahn wuchsen über das lichte Gras verteilt. Rosa Bougainvilleen schmiegten sich an die Seiten fast aller Häuser, schwankten und schimmerten im Wind.

Auf Satellitenkarten dieser Zeit sieht unsere Reihe von Sackgassen ordentlich und parallel aus, jede mit einer dicken Ausbuchtung am Ende, wie zehn an einer Schnur hängende Thermometer. Sie gehörten zu einem Netz bescheidener Straßen, die in die weniger teure, dem Meer abgewandte Seite eines Hügels nahe der Küste gegraben worden waren.

Unsere Vormittage damals waren hell. Die Küchen lagen nach Osten. Sonne strömte durch die Fenster herein, während Kaffeemaschinen gluckerten und Duschen prasselten, während ich mir die Zähne putzte oder ein Outfit für die Schule aussuchte. Unsere Nachmittage waren schattig und kühl, weil die Sonne jeden Abend eine volle Stunde, ehe sie auf der anderen Seite ins Meer rutschte, hinter den schöneren Häusern oben auf dem Hügel verschwand. An diesem Tag warteten wir mit neuer Spannung auf den Sonnenuntergang.

»Ich glaube, sie hat sich ein bisschen bewegt.« Ich blinzelte. »Ich meine, sie geht eindeutig unter.«

Überall in der Straße fuhren elektrische Garagentore auf ihren Schienen hoch. Kombis und Geländewagen kamen heraus, voll beladen mit Kindern und Koffern und Hunden. Einige Nachbarn standen mit verschränkten Armen in Grüppchen zusammen auf ihrem Rasen. Alle beobachteten den Himmel, als warteten sie auf ein Feuerwerk.

»Schau nicht direkt in die Sonne«, sagte meine Mutter, die neben mir auf der Veranda saß. »Sonst machst du dir die Augen kaputt.«

Sie zupfte eine Packung AA-Batterien auf, die sie in einer Schublade gefunden hatte. Neben ihr lagen drei Taschenlampen auf dem Beton, ein kleines Lichtarsenal. Die Sonne hing weiterhin hoch am Himmel, aber meine Mutter war jetzt schon panisch wegen der Aussicht auf eine besonders lange Nacht.

Am Ende der Straße entdeckte ich meine alte Freundin Gabby, die allein auf ihrem Dach saß. Seit ihre Eltern sie in eine Privatschule in der Nachbarstadt gesteckt hatten, sah ich sie

kaum noch. Wie üblich war sie ganz in Schwarz gekleidet. Ihre gefärbten schwarzen Haare stachen vom Himmel ab.

»Warum hat sie sich die so gefärbt?«, fragte meine Mutter, die Gabby ebenfalls entdeckte.

»Weiß ich nicht.« Nicht sichtbar aus dieser Entfernung waren die jeweils drei Ohrringe, die an beiden Ohren hingen. »Sie hatte wohl einfach Lust dazu.«

Ein tragbares Radio plapperte und brummte neben uns. Mit jeder Stunde gewannen wir mehr Minuten. Man stritt sich bereits um den Weizenpunkt – ich weiß bis heute nicht, ob das ein jahrzehntelang in den Glossaren von Fachbüchern vergrabener Begriff war oder ob er an jenem Tag geprägt wurde, als neue Antwort auf eine neue Frage: Wie lange können die wichtigsten Getreidearten ohne Sonnenlicht überleben?

Meine Mutter knipste die Taschenlampen an und aus, eine nach der anderen testete sie in ihrer hohlen Hand. Sie schüttelte die alten Batterien aus den Griffen und legte neue ein, als würde sie Pistolen laden.

»Ich weiß nicht, warum dein Vater mich nicht zurückgerufen hat«, sagte sie.

Sie hatte das schnurlose Telefon mit auf die Veranda genommen, wo es schweigend neben ihr lag. Immer wieder trank sie schnelle, lautlose Schlucke von ihrem Scotch. Ich erinnere mich an sie, wie sie damals war, an das Klirren der Eiswürfel im Glas, das seitlich herabtropfende Wasser, das sich überschneidende Ringe auf dem Beton hinterließ.

Natürlich geriet nicht jeder in Panik. Sylvia, meine Klavierlehrerin, die gegenüber wohnte, arbeitete weiter in ihrem Garten, als wäre überhaupt nichts passiert. Ich sah ihr zu, wie sie ruhig auf der Erde kniete, eine glänzende Schere in der Hand. Später machte sie einen gemächlichen Spaziergang um den Block, ihre Clogs klapperten auf dem Bürgersteig, die roten Haare lösten sich aus einem hastig geflochtenen Zopf.

»Hallo Julia«, sagte sie, als sie vor unserem Garten ankam. Meine Mutter lächelte sie an, sagte aber ihren Namen nicht. Sie waren ungefähr im selben Alter, aber Sylvia wirkte immer noch irgendwie mädchenhaft und meine Mutter nicht.

»Sie machen keinen besorgten Eindruck«, sagte meine Mutter.

»Que sera, sera«, meinte Sylvia. Ihre Worte waren ein langer Seufzer. »Sage ich immer. Es kommt, wie es kommt.«

Ich mochte Sylvia, wusste aber, dass meine Mutter sie nicht mochte. Sylvia war kühl und zart, und sie roch nach Lotion. Ihre Arme waren schlaksig wie Eukalyptusbäume und oft mit klobigem Türkisschmuck bereift, den sie zu Beginn meiner Klavierstunden abnahm, um enger mit den Tasten kommunizieren zu können. Sie spielte immer barfuß.

»Oder vielleicht denke ich auch nicht klar«, sagte Sylvia. »Ich bin mitten in einer Reinigung.«

»Was ist eine Reinigung?«, fragte ich.

»Fasten«, sagte Sylvia.